

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 13 (1909-1910)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Die stillen Gewalten : Erzählung [Fortsetzung]  
**Autor:** Zahn, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-666311>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Der seltsame Pflüger.

Mir träumt': ich stand im Winterland;  
Die weiße Decke tief und schwer  
Lag weit bis an den Himmelsrand,  
Rauh blies der Nordwind drüber her.

Ein Pflüger lenkte sein Gespann,  
Zog durch den Schnee die Furchen hin,  
Beharrlich schritt er ab und an,  
Als winkten Ernte und Gewinn.

Ich trat zu ihm. „Was schaffst du da  
Und mühst dich wie ein töricht Kind?  
„Eh' noch ein neuer Morgen nah,  
Ist all dein Werk verweht vom Wind.“

Er sah mich von der Seite an  
Und pflügte weiter ohne Hast,  
Hat sorglich mit der Schaufel dann  
Die Ackerzelge eingefasst.

Im Weiterschreiten fiel mir ein:  
Bist klüger du, als dieser Tor?  
Du wälzest mühsam Stein auf Stein  
Und baust dein Haus mit Turm und Tor.

Ein kleines — und was heute groß  
Dir scheint, erkämpft mit Schweiß und Streit,  
Ist ein verlornes Tropfen bloß  
Im Meere der Vergessenheit.

Ein Stündchen, und dein Licht erlischt;  
Dein Lebenshort an Glück und Weh,  
Er liegt versunken, und verwischt  
Dein Pfad — des Pflügers Spur im Schnee.

Alfred Huggenberger.

---

## Die stillen Gewalten.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Frau Brun hatte sich wieder nach der Gasse gewendet. Jetzt neigte sie sich weiter vor, um schärfer zu sehen. Unten war auf einmal eine auffallende Lebendigkeit. Mehr Leute tauchten auf. Sie gingen rascher und fast alle nach einer Richtung. Einige rannten. Wieder andere sprachen erregt, und zuweilen stellte ein ihnen Begegnender die Gilden und tat eine Frage, als wollte er wissen, was es gäbe. Frau Brun wurde aufmerksam. „Es muß irgend etwas geschehen sein,“ sagte sie zu Jungfer Appert, „die Menschen laufen, als ob es irgendwo brennte.“

Maria Appert trat heran und, was die Aristokratin vermied, tat sie in ihrer raschen, neugierigen Art; sie öffnete das Fenster und horchte auf das Gilden der Menge. Einen Augenblick blieb es still; dann kamen erregte

Schrittes zwei Männer gegangen, auf die, aus einer Nebengasse kommend, ein Bekannter traf.

„Haben Sie gehört?“ fragten die beiden den Dritten.

Dann fing Jungfer Appert ein anderes Wort auf: „Alle drei sollen tot sein.“

„S i n d tot,“ schrie einer, der eben an der Gruppe vorüber ging.

Den stellte Jungfer Appert und fragte, was vorgefallen sei.

Das Segelschiff des reichen Brennwald sei ganz nahe bei der Stadt gekentert, rief der Mann ans Fenster hinauf. Dabei sei die Frau wie die beiden Söhne ertrunken.

Jungfer Apperts Kopf fuhr in die Stube zurück. „Sind das nicht —“ stotterte sie.

Frau Brun war jäh von ihrem Stuhle aufgestanden, hatte einen Augenblick gelauscht, als ob sie auf die Wiederholung eines entsetzlichen Schreies wartete. Dann senkte sich ihr Kopf in einer edeln, tiefen Trauer. „Unglück hätte ich ihm nicht gegönnt,“ murmelte sie vor sich hin.

Nach einer kurzen Weile wendete sie sich um und sagte: „Es sind meine Schwägerin und meine beiden Neffen.“ Und in derselben stillen, hoheitsvollen Weise fügte sie hinzu: „Aber wir stehen einander ferner, als wir sollten.“

Jungfer Apperts Mißbehagen steigerte sich. Nun mußte sie in ihrer Schlichtheit erst recht nicht, was sie reden oder tun sollte. Es ergriff sie fast etwas wie Ärger, daß sie so lange mit Frau Brun allein gelassen wurde. Sie murmelte ein paar Worte des Beileids. Da hörten sie die Haustür gehen.

„Wir wollen es ihnen erst später sagen.“ flüsterte Frau Brun. „Es würde einen Schatten auf ihren Einzug werfen.“

Allein, als bald darauf Meister Severin mit dem jungen Ehepaar ins Zimmer trat, wußten sie, daß sie nichts mehr zu verschweigen brauchten. Kaspar Brun war tief erschüttert; seine kleine Frau ließ den Kopf hängen.

„Wir haben es unterwegs erfahren,“ erzählte Meister Nägeli.

„So ist es wirklich?“ fragte Frau Brun.

„Kein Zweifel, wir haben selbst die Schiffe auf dem See gesehen, die nach den Leichen suchten,“ entgegnete Meister Severin.

Sie hielten dann eine stille Mahlzeit; Kaspar und seine Mutter mochten nicht sprechen, und die andern wagten nicht recht, von andern Dingen als dem Unglück, an dem jene Anteil hatten, zu beginnen. Später erst holte Meister Severin die Heimgekehrten in seiner heiter-freundlichen Art über ihre Reise aus, und sie kamen unwillkürlich in ein lächelndes Erzählen, das bewies, daß sie glückliche Tage hinter sich hatten. Kaspar behielt zwar seine gemessene, etwas feierliche Art. Rordula aber war von ihrer jungen Liebe gänzlich durchwärmt, und ihr glückliches, läutendes Lachen brach immer wieder halb vorwichtig, halb scheu, gleich wieder verstummend und doch zu froh, um be-



schwichtigt werden zu können, aus der Beklommenheit, die sich über die andern gelegt hatte, hervor.

Bald nach Tisch geleitete Kaspar die Mutter über die Gasse nach Hause. Sie hatten noch keine Gelegenheit gehabt, sie auch nicht gesucht, allein zu sein. Solange sie auf der Straße waren, sprachen sie nicht; aber Kaspar stieg mit nach dem Wohnzimmer hinauf, und hier standen sie einander gegenüber und sahen einander an, einen Augenblick sprachlos, so sehr lag die Schwere der Ereignisse auf ihnen.

„Was wirst du tun, Mutter?“ fragte dann der Sohn. Sie wußten beide, von was sie sprachen, ohne nur des Geschehenen zu erwähnen.

„Nichts! Nicht viel,“ entgegnete sie. „Ich werde, wenn es Zeit ist, dem Onkel einen Brief schreiben. Mehr bleibt uns nicht zu tun. Wir dürfen uns nicht aufdrängen.“

Kaspar stimmte zu. „Es ist furchtbar,“ bemerkte er dann. „Es muß Onkel Hans Georgs ganzes Leben verändern.“

„Es ist kaum auszudenken,“ erwiderte die Mutter.

Dann schwiegen sie lang. Erst kurz bevor Kaspar sich entfernte, fanden sie noch ein paar Worte über seine Reise und Heimkehr. Die Mutter fragte nicht, ob der Sohn glücklich sei. Sie sah ihn nur forschend an, und er tat, von diesem Blick dazu veranlaßt, den seltsamen Ausspruch: „Kordula ist ein unendlich liebenswerter Mensch.“

Darauf ging er.

Keines hatte davon gesprochen, daß das Unglück, das über das Haus Brennwald hereingebrochen war, auch für ihr Leben tiefe Bedeutung gewinnen könnte. Hans Georg Brennwald auf Lindenberg war plötzlich allein, seine ganze Zukunftshoffnung vernichtet. Es wäre nicht menschlich gewesen, wenn nicht in den Seelen der Frau Klementine und ihres Sohnes der Gedanke aufgeblüht wäre, daß sie als die einzigen nahen Anverwandten plötzlich in eine ganz andere Stellung gerückt waren. Aber sie hielten sich wohl in Zucht und Gewalt. Keines dachte jetzt an eigenen Vorteil. Das Mitleid verdrängte jedes andere Empfinden.

#### IV.

Es war kein blinder Lärm gewesen. Alles war wahr. Hans Georg Brennwald, der Seidenfabrikant, hatte auf einer Segelfahrt, die seine Frau mit beiden Söhnen im eigenen Boote machten, diese seine ganze Familie verloren. Die ganze Stadt war eine Weile in Aufregung. Der älteste Sohn war ein vorzüglicher Segler gewesen. Es war ein Verhängnis, daß ein plötzlich aufspringender Sturm das Boot umgeschlagen, daß niemand in der Nähe war zu helfen, daß der Führer des Bootes, durch den fallenden Mast verletzt, sogleich versank und sein jüngerer Bruder wie seine Mutter nicht die Kräfte besaßen, sich durch Schwimmen zu retten. Es gelang, die Leichen zu



bergen, und der reiche Mann begrub sie im stillen. Das war alles, was auch Frau Brun und ihr Sohn erfuhren. Sie sprachen nicht mehr über das Ereigniß. Frau Brun hatte einen Brief an den Bruder gesandt, aus dessen gemessenen Worten niemand die tiefe schwesterliche Liebe hätte lesen können, die ihn ihr eingegeben. Kaspar ging wieder auf seine Amtsstube. Wenn er und seine Mutter vielleicht daran gedacht hatten, daß der Vorfall im Brennwald'schen Hause irgendeine günstige Veränderung für sie selbst im Gefolge haben könnte, so vergaßen sie sicherlich ihrer leise aufflackernden Hoffnung sehr bald wieder im gleichmäßigen Lauf ihres Alltags.

Hans Georg Brennwald antwortete nicht auf den Brief der Schwester. Und Kaspar Brun fügte sich wieder in die stumpfe Regelmäßigkeit seines Schreiberamtes. Gemessenen Schrittes ging er durch die Straßen, mit der alten peinlichen Genauigkeit besorgte er seine Arbeit; würdig, ein wenig steif, ängstlich die Liebesungeduld des jungen Ehemannes verleugnend, kehrte er mittags und abends zu seiner Frau zurück. Aber seine Selbstsicherheit und seine Zurückhaltung verließen ihn manchmal, wenn er in Rordulas Gesellschaft war. Sie empfing ihn jeden Tag mit Lächeln und Fürsorge, und mit heiterer Fürsorge ging sie jeden Tag an seiner Seite. Er hatte Scharfblick genug, um zu erkennen, welch eine tiefe, alle Gründe ihres Herzens ausfüllende Liebe er in ihr geweckt hatte. Sie konnte bei Tisch ihm oft gegenübersitzen, und wenn er aufblickte, fand er ihr Auge auf sich ruhen. Die Speisen lagen noch unberührt auf ihrem Teller. In ihrem Blick aber war eine große Innigkeit und Freude. Und wenn er fragte, warum sie nicht esse, seufzte sie tief auf und sagte: „Weil ich so glücklich bin.“

Noch mehr aber als aus ihren Worten erkannte er ihr inneres Glück aus ihrem Wesen. Immer fand er Blumen auf seinem Tischplatze, immer hatte sie irgendeine Aufmerksamkeit für ihn und sah ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Alles, was sie sagte und tat, atmete eine Art Demut, keine Untwürdigkeit, mehr eine frohe Dankbarkeit und fast andächtige Verehrung für ihren Mann, als ob sie sagen wollte: Wie soll ich dir vergelten, daß du mich deiner gewürdigt hast?

Kaspar nahm diese Hingebung verschieden auf. Manchmal empfand er tiefe Erkenntlichkeit. Dann war er zärtlich, verlor seinen sonstigen Ernst, ging selbst auf Rordulas manchmal etwas kindische Tändeleien der Verliebtheit ein. Zu anderer Zeit ergriff ihn plötzlich eine Art Schrecken. Mitten in allem Liebesfrieden, den auch er hatte, entdeckte er in sich eine Leere, erschien ihm das Gefühl, mit dem er Rordulas Neigung vergalt, klein, und fragte er sich mit der Gewissenhaftigkeit, die ihm eigen war, immer wieder, ob er verdiente und würdige, was die Lebensgenossin so reich über ihn hinströmen ließ.

Eines Tages, als er zum Mittagbrote nach Hause kam, fand er die Mutter seiner wartend. Schon Frau Clementines Haltung fiel ihm auf. Sie hatte nichts von dem ruhewollen, vielleicht ein wenig müden Sichbescheiden,

mit dem sie jeden Tag an ihrem Fenster saß. Etwas von ihrem früheren Lebensmut und Selbstbewußtsein war an ihr.

Rordula verließ das Zimmer, halb aus Lastgefühl, weil sie wußte, daß Frau Brun gekommen war, dem Sohne eine Mitteilung zu machen, halb von einem noch unbewußten Kummer darüber hinausgetrieben, daß jene sie nicht ins Vertrauen zog. Es war aber bezeichnend für Frau Bruns Art, daß sie nicht daran dachte, der Schwiegertochter zu sagen, was sie mit dem Sohne besprechen wollte. Der Gedanke kam ihr nicht. So sehr sie der jungen, niedlichen Frau wohlwollte, und trotzdem nicht ein Hauch von Abneigung oder Hochmut in ihr war, in der ernstesten Sache, die zwischen ihr und dem Sohne lag, stand die Dritte ihr außerhalb, beiseite, wie damals, als sie sich noch gar nicht gekannt hatten.

„Onkel Hans Georg war heute morgen bei mir,“ sagte Frau Clementine, als sie mit Kaspar allein war.

Er nahm einen Brief auf, der auf dem gedeckten Tisch neben seinem Teller lag und betrachtete scheinbar die Adresse. Seine Haltung verriet nicht, wie sehr ihn die Nachricht bewegte; nur die Hand, welche den Brief hielt, zitterte ein wenig.

„Er kam, dir zu danken?“ fragte er die Mutter.

„Auch daß,“ gab sie mit Betonung zurück, „und — du sollst ihn heute abend besuchen. Er will mit dir reden.“

Nun schaute er sie doch mit einer raschen Neugier an.

„Er ist alt geworden,“ erzählte sie weiter. „Das Unglück hat ihn schwer mitgenommen.“

Kaspar schwieg, stand auf und trat ans Fenster.

„Er sagt,“ fuhr sie fort, „daß seine Söhne ihm eine Stütze im Geschäft gewesen. Nun habe er nur mit fremden Leuten zu tun. Das behage ihm nicht. Er wolle es noch einmal mit einem aus der eigenen Familie versuchen.“

Kaspar Brun wendete sich um und reckte die hagere Gestalt ein wenig, er zog die Manschetten leise aus den Ärmeln und hob die Arme in unwillkürlicher Bewegung in einem weiten Schwung. Sein Blick leuchtete auf, als ob er plötzlich viel weiter sehe.

„Ich werde vom Amte weg nach dem Lindenberg gehen,“ sagte er.

Als gleich darauf Rordula wieder eintrat, machte er Miene, sich zu Tische zu setzen. „Willst du nicht mithalten, Mutter?“ fragte er.

Aber sie lehnte ab. So wenig sie zusammen gesprochen hatten, so war doch für beide die wichtige Angelegenheit erledigt. Kaspar begleitete sie bis an die Haustür. Als er zurückkam, setzte er sich zu Rordula. Aber ein anderer saß am Tisch als sonst. Der Amtschreiber Brun war ein demütiges Männlein gewesen trotz all seiner Steifheit; er hatte selbst angefangen, manche aristokratische Eigenheit aufzugeben, sich im Verkehr mit der Bürger-



familie, in die er hineingeheiratet hatte, abzuschleifen, sich daran gewöhnt, ein freies kräftiges Wort ohne Unbehagen anzuhören, zu einem gewagten Scherz zu lachen. Seine eigene zimmerliche Art war scheinbar in der ungewohnten der andern aufgegangen. Jetzt war es, als ob sein Nacken starrer geworden sei. Er saß in sorgsam jede Gebärde messender Haltung am Tisch, und er hatte wieder die Scheu vor allem Unfeinen, die tiefe Empfindsamkeit gegen allen Lärm. Es war keinerlei Ziererei, sondern das Innerste seines Wesens, das wieder Geltung bekam, weil eine Hoffnung, die in ihm erwacht war, ihm wieder Freiheit gab.

Einmal stand Rordula auf und legte ihm die Arme um den Hals. Es geschah oft, daß sie im Überschwang der Gefühle ihn so umschmeichelte. Heute aber mißfiel es ihm. Er hätte nicht zu sagen vermocht, warum und woher. Es war ihm ein Zubiel der Gefühlsäußerung. Er wehrte Rordula nicht ab, aber als sie ihre weiche Wange an die seine schmiegte, nahm er leise ihre Hand, die auf seiner Schulter lag, führte sie ihrem Stuhle zu und sagte: „Laß uns die Mahlzeit nicht länger hinausschieben. Ich habe ohnehin viel Zeit versäumt.“

Es klang nicht schroff. Sie setzte sich lächelnd und strich noch einmal mit den schmalen Fingern über seine Linke, die auf dem Tische lag.

Da erzählte er: „Ich werde heute abend spät nach Hause kommen. Ich muß nach den Amtsstunden nach dem Lindenberg.“

Durch Rordulas Züge flog ein Schatten. Sie fragte nicht, was er auf dem Lindenberg solle, dachte vielleicht gar nicht darüber nach, aber irgendwie befiel sie eine leise Bangigkeit.

„Meinst du,“ stotterte sie dann, „daß Herr Brennwald auch mich eines Tages wird sehen wollen?“ fragte sie.

„Ich zweifle nicht,“ gab Kaspar zurück. „Vielleicht wird sich überhaupt vieles ändern.“

Er sah vor sich in den Teller. Seine rechte Hand spielte mit dem Besteck.

Rordula blickte ihn an, und da sie das tiefe und scharfe Nachdenken wahrte, in dem sein kluges Gesicht gesenkt blieb, und die Falte, die sich zwischen seine feinen schwarzen Brauen grub, wuchs ihre Beklemmung. Dann war ihr auf einmal, als sei in ihrem Leben etwas anders geworden, als breche eine neue Zeit an, eine Zeit, vor der sie sich fürchtete.

Pünktlich wie immer stand Kaspar dann auf, um nach dem Amte zu gehen.

Am Abend stieg er zum Lindenberg hinauf.

Er hatte Herzklopfen, konnte es nicht wehren, so ungewohnt ihm diese übermächtige Unruhe war. Der Abend war anders als andre oder schien ihm so. Der Himmel stand voller weißer wolliger Wolken. Sie waren dünn und durchsichtig, als triebe der Wind zerblasene Baumwollbäuschchen vor sich her. Plötzlich fuhr Feuer in die Wolken, und der Himmel sah sich an, als über-

liefen ihn hastige Flammen. Das kam vom Abendrot. Der See lag dunkel und still. Die Ferne war voll Dunst.

Der Wind legte sich dann. So standen die mächtigen Linden und die andern hohen Bäume des Gutes Lindenberg, das Kaspar nach kurzem Aufstieg erreichte, ohne Bewegung. Ein merkwürdiges Schweigen lag über dem Gute, eine gewisse steife Feierlichkeit, wie sie denen anhaftete, die noch auf diesen alten Landsitzen mitten in St. Felix hausten. Lautlos wich das schwere schmiedeeiserne Eingangstor, als Kaspar auf die Klinke drückte. Er trat bedächtig auf den breiten Kiesweg, legte die Hände auf den Rücken und schritt mit einer kühlen, langsamen, vornehmen Ruhe vorwärts. Das Herzklopfen hatte er jetzt fast ganz verloren. Es war ihm, als sei er hier zuhause, sei es immer gewesen. Als er sich selbst über diese Empfindung wunderte, sagte er sich, daß er in der That nahe zu diesem Gute gehöre, saß doch sein nächster Verwandter darauf. Im Garten und an dem grauen, schlichten Hause, das tief in den Bäumen sichtbar wurde, war kein Mensch zu sehen. Nur als Kaspar über die Sandsteinstufen des Eingangs stieg, sah er zwischen den Steinsäulen hindurch, die einen über der Tür befindlichen Balkon trugen, in einem der Gartenwege einen alten Gärtner hantieren. Er schellte an der Haustür. Es berührte ihn mit eigenem Behagen, als er draußen hörte, wie die kleine feine Glocke durch das stille Haus rief, gedämpft und doch eindringlich, wie die Stimme einer wohlgezogenen Dienerin. Ein älteres Mädchen in schwarzem Kleide mit weißer Schürze und weißer Haube öffnete ihm. Sie schien zu wissen, wer er sei; denn sie verneigte sich wortlos mit einer altväterischen Würde und sagte: „Herr Brennwald erwartet Sie, Herr Amtschreiber.“

Über teppichbelegte Treppen und Flure folgte Kaspar der Magd. Er kannte das Haus, war als Kind oft hier gegangen. Niemand war in dem Zimmer, in das die Magd ihn führte. Kaspar setzte sich auf einen Lehnstuhl, aufrecht, ohne sich anzulehnen, feierlich, wie es zum Hause gehörte, und es ihm von selber kam. Da trat Herr Brennwald mit einem raschen Schritt aus einem Nebenzimmer. Er war ein mittelgroßer Mann mit rasiertem Gesicht, nur auf der Oberlippe saß ein weißer, ganz kurz geschnittener Schnurrbart, der ihm fast etwas Militärisches gab. Er war in tiefe Trauer gekleidet, trug einen langen Gehrock, aber sein Wesen hatte nichts Kopfhängerisches, sondern war rasch, geschäftsmäßig, kurz. Er hißte die Worte scharf zwischen dünnen Lippen hervor. Seine Nase war hervorstehend spitz, wie diejenige der Frau Brun, seine Gesichtsfarbe eben so gesund und rot wie die jener. Er tat, als hätten er und Kaspar sich erst gestern gesehen.

„Da bist du also? Ich grüße dich! Deine Mutter hat dir demnach gesagt, daß ich bei ihr war?“

„Ja,“ antwortete Kaspar Brun ruhig. Er verriet keinerlei Ungeduld; auch er tat, als ob sie immer miteinander verkehrt hätten. Und Dunkel und



Neffe gefielen sich gegenseitig, obwohl sie sich so lange nicht mehr gesehen hatten, fanden gleich den verwandtschaftlichen und trotz dieser Verwandtschaft zurückhaltenden Ton, der in ihren Kreisen üblich war.

„Wir können uns sehen,“ sagte Hans Georg Brennwald.

So ließen sie sich einander gegenüber in Stühle nieder. Der Onkel strich mit einer leise zitternden Handbewegung über die Seitenlehne seines Sessels. Es arbeitete in seinem Gesicht. Es war das erstemal, daß ihm anzumerken war, wie er sich des Beweggrundes dieser Zusammenkunft und seiner Trauer erinnerte.

„Du weißt,“ begann er dann, „was vorgefallen ist. Deine Mutter und du sind die einzigen Verwandten. Ich halte dafür, daß wir es miteinander versuchen. Du bist gut veranlagt und tüchtig. Ich habe mich über dich erkundigt. Wenn du also willst, kannst du in mein Geschäft treten.“

Raspar Brun hörte aufmerksam zu. „Ich danke dir, Onkel,“ sagte er mit würdevoller Höflichkeit. „Ich will mein Bestes tun, daß du deinen Entschluß nicht bereust.“

Es war eine trockene, wohlbemessene Rede, aber in dieser bedeutungsvollen Stunde verließ keinen von ihnen die steife Gelassenheit.

Hans Georg erhob sich: „Du hast etwas getan, was du hättest unterlassen können,“ sagte er fast ärgerlich. „Mit deiner Verheiratung würde es nicht so geeilt haben.“

Raspar senkte den Kopf. Er fühlte, daß er seine Frau verteidigen sollte. Aber er fand das Wort nicht, schwieg nur und würgte an einer Unzufriedenheit mit sich selbst.

„Deine Mutter rühmt deine Frau. Trotzdem! Du wirst einsehen, daß du geirrt hast! Ich hätte beinahe daran so viel Anstoß genommen, daß — —.“

Der Zwiespalt in Raspar Bruns Innerem verschärfte sich. Es hob in diesem Augenblick ein Kampf in ihm an, der vielleicht lange Jahre währen konnte. Er hätte seine Heirat ungeschehen machen mögen. Dieses dunkle, vornehme Zimmer, alte Möbel, viel Blumen, drei Meistergemälde an den Wänden, weiche Teppiche! Wenn er damit Meister Severins Wohnstube verglich oder seine eigenen bescheidenen Räume! Und hier war er, als sei es immer so gewesen, viel heimischer als dort.

Der Onkel sprach jetzt davon, wie er Raspar in sein Geschäft einzuführen, welche Stellung er ihm zu geben gedenke. Das entriß ihn seinen Gedanken. Sein Interesse erwachte. Er hörte aufmerksam zu, war voll Lernbegier. Brennwald wünschte, daß er sein Amt sogleich aufgebe, er hatte Einfluß und wollte veranlassen, daß er frei komme.

Dann kam etwas, was selbst Raspar überraschte. „Ich will deiner Mutter und dir Lindenbergs abtreten,“ sagte Hans Georg Brennwald. „Ich kann hier nicht wohnen bleiben; der See ist mir zu sehr vor den Augen.“

Wieder ging das merkwürdige Rucken durch Brennwalds Gesicht, das

verräterische Zeichen, wieviel Schmerz um Verlorenes hinter seinem entschlossenen Wesen verborgen war.

„Ich ziehe ins Geschäftshaus an der Börsenstraße,“ fuhr er fort, „ich habe das Bedürfnis, rings um mich Arbeit zu sehen. Dann — habe ich einen weiteren Grund: Man soll in der Stadt wissen, wer du bist, daß du nicht aus einer Krämergasse kommst, sondern einen Geschlechterstolz hast.“

Raspar beherrschte sich, dankte gelassen, nüchtern. Er war gar nicht mehr erstaunt. Es war ihm, als gehörte ihm alles zu Recht, als hätte es gar nicht anders kommen können.

Bald darnach verabschiedeten sich die beiden, höflich, mit steifer Umständlichkeit. Raspars Umgangsformen waren genau diejenigen des Onkels. Der war zufrieden. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Schwester war er eigentlich immer zugeneigt gewesen, nur mit dem Schwager, dem Verschwen-der, hatte er sich seinerzeit überworfen.

V.

Große und tief einschneidende Wandlungen kamen für Rordula Brun. Als sie gehört hatte, daß aus ihrem Manne, dem Amtsschreiber, ein großer Geschäftsmann werden und daß sie mit seiner Mutter zusammen in das prachtvolle Gut, das im Westen der Stadt über dem See stand, umziehen sollte, war ihre ganze kindische Heiterkeit erwacht. Mein Gott, was das schön war! Es war, als sei man ein kleiner König geworden. Und Raspar, der herrliche, der kluge Mensch, hatte das weite Feld, das er wünschte. Und — und in dem vornehmen Hause, dem — sicher dem schönsten der Stadt sollte man wohnen! Die junge Frau klatschte in die Hände, umhalste ihren Mann, tanzte ein wenig. Diese durch nichts zurückgedämmte Freude mißfiel Raspar. Gerade die Würde fehlte in ihr, die seiner, des Seidenhändlers Brun Gattin anstand. Er war ein wenig mißvergnügt. Seine Hand zitterte nervös, als er sich von Rordula abwendete, um einen Brief zu öffnen.

Langsam erst kamen der Frau ein paar Bedenken: Wie schade, daß man die neue Einrichtung, die man eben gekauft, nicht mitnehmen konnte, daß man überhaupt von der lieben Staffelnasse fort mußte! Und daß Jungfer Appert nicht mitkam, die gute, und — und der Vater! Das war ein Schmerz; beinahe wären Rordula Tränen gekommen. Aber eine große, mächtige Welle Glück schlug über die paar Bedenken hin. Sie ging mit ihrem Mann! Rordula liebte ihn mit einer so bewundernden und starken Liebe. Neben dem Glücksempfinden beseelte sie auch ein junger frischer Mut.

Rordula setzte mit den zarten Händen einen schweren Stuhl kräftig an eine andere Stelle. Etwas in ihr drängte sie zu dieser leiblichen Kraftanstrengung. Sie hatte so viel Zuversicht in sich. Mochte kommen, was wollte, sie fürchtete sich nicht, solange sie an ihres Mannes Seite stand.

Anders war es mit Jungfer Appert und Meister Seberin. Die Ereignisse erschreckten und verwirrten sie. Jungfer Appert überfiel den Meister, als sie



ihn allein in der Backstube wußte. Da hätte man es, begann sie in heißer Erregung. Warum habe man diese Heirat zu stande kommen lassen! Daraus könne nie Gutes kommen! Jetzt verliere man das Kind! Für sie und Meister Nägeli sei kein Weg nach dem Lindenberg hinauf! Das Beste wäre, man machte ein Ende, löste jetzt noch die Kordula zurück!

Meister Severin kam lange nicht zu Wort. Dann beschwichtigte er die Erregte. Was sie denn ankäme, das sei doch kein Unglück, sei vielmehr ein Glückszufall, der dem Schwiegersohn wohl zu gönnen! Er sprach lange, verständlich, in seiner gewohnten, scherzhaften Art. Am Ende fügte er schmunzelnd und bedeutungsvoll hinzu: Und Kordula zurücknehmen, das ginge schon nicht, denn es würden ja zwei Kinder statt eines heimkommen. Er strich sich sein Spikbärtchen und tat vergnügt. Und doch war der Schrecken auch in ihm. Kordula ging aus seinem Hause! Sie ging — er verhehlte sich das nicht — auch ein weites Stück aus seinem Leben hinaus. Bisher hatte seine eigene behäbige Vermögenslage ihm eine Art Übergewicht über den Schwiegersohn verschafft. Jetzt — Seidenfabrikant Brennwald war unglaublich reich, er tat jetzt schon wie ein Vater an Kaspar Brun, und später kam all sein Besitz an diesen — da — da —

Meister Nägeli mußte sich setzen, so schwer fiel ihm der Gedanke. Jetzt war er gegen den Schwiegersohn ein kleiner, bescheidener Mann! Er brauchte eine Weile, um sich zu beruhigen. Dann nahm er sich zusammen. Wenn Kordula ihn brauchte, wollte er doch da sein. Und in diesem Augenblick fürchtete sich Meister Severin nicht vor der reichen Verwandtschaft.

Es war aber gut, daß die jungen Leute bald nachher ihren Umzug nach dem Lindenberg bewerkstelligen konnten. Der bevorstehende Wechsel hatte doch in den äußerlich so freundlichen Verkehr zwischen Kaspar Brun und seinem Schwiegervater eine gewisse Befangenheit getragen.

---

Nun wohnten Bruns auf Lindenberg. Im oberen Stockwerk des schlichten Hauses mit den großen Fluren und weiten Stuben Kaspar und seine Frau, im Erdgeschoß Frau Klementine. Vor Kordulas Wohnung baute sich eine von zwei Säulen getragene Terasse in den Garten hinaus. Zu ihren Füßen lagen die wohlgepflegten Blumenbeete, standen die Bäume und uralten Hecken, liefen die Kieswege mit ihren Nischen und Lauben, in denen grüne Bänke standen. Mehr ein Park denn ein Garten war der Brennwaldsche, und eine Mauer aus moosbewachsenem Sandstein schloß ihn ab, verdeckte das Häusergewirr der Stadt den im Garten Wandelnden und ließ nur den Blick auf den See frei, der mit blauen Wellen die Ufer umschmeichelte und sich doch weit hinauf ins Hochgebirge zu dehnen schien; denn es war, als hätten die Schneeberge, die aus Süden herüberleuchteten, ihren Fuß in seinem Wasser. Kordula Brun ging halb im Traum durch Haus und Garten. Sie hatte ein

sorgloses Gemüt und ließ sich vom Leben treiben. Es drang jetzt so viel auf sie ein, daß sie zu keinem klaren Nachdenken kam. Da war das drängende Leben in ihrem Schoße. Die blaugeäderten Hände unter der Brust übereinandergelegt, schritt sie, ein wenig mühsam schon, umher; die Hände sprachen von kleinen Leiden, wie die Mutterschaft sie bringt, und von einer stillen Kraft, die sie niederzwang. Und da war das Leben ihrer Außenwelt. Es war unendlich verschieden von ihrem bisherigen. Wohl hatte Kaspar Brun, ihr Mann, noch als ein Fremder in ihrem Vaterhause gestanden, aber er hatte der traulichen Umgebung keinen andern, nicht seinen Stempel aufgedrückt. Hier war Rordula der Fremdling. Sie grämte sich nicht, fühlte vielleicht kaum, wie wenig sie heimisch war, hatte nur Tag für Tag über allerlei Neues zu staunen. Im väterlichen Hause war es lebhaft gewesen, viele kleine Geräusche hatten den Tag belebt, die Ladenklingel, das Singen eines Gefellen in der Backstube, das taktmäßige Schlagen der Schneebesen, mit denen die Zuckerbäcker in kupfernen Kesseln das Eiweiß zu Schaum schlugen. Und keiner hatte dort den Schritt gedämpft, ein Lachen verhalten. Hier im Lindenberg war es fast atemlos still. Läufer und Teppiche nahmen den Schritten das Lärmende, die Mägde sprachen leise, und die sanfte Hausglocke tönte kaum dreimal des Tages. Und Kaspar war ernst und seine Mutter wortfarg. Jener nahm jede Minute seines Tages zusammen, um sich für seinen jetzigen, so plötzlich ihm zugefallenen Beruf nachzubilden. Seine Gedanken waren immer noch bei seiner Arbeit, wenn er abends nach Hause kam. Seine Mutter aber sah sich schweigend in ihrem neuen Reiche um, den weißen Kopf im Nacken, aufrechter denn lange, aber nicht verratend, wie froh sie war, aus der Armut wieder zu Standesrecht erhoben zu sein. Das Rauschen ihres Seidenkleides und das Rauschen der alten Bäume vor dem Hause waren Geräusche, die diesem Hause den Charakter gaben. Und doch war Rordula glücklich, glücklich in der Stille, aus sich selbst, ihrer wunschlosen Zufriedenheit und ihrer stummen und andächtigen Liebe zu ihrem Gatten heraus.

Man lebte auf dem Lindenberg noch sehr zurückgezogen, schon um Hans Georg Brennwalds und seiner Trauer willen, dann aber auch, weil sowohl Kaspar als seine Mutter zu stolz waren, als daß sie diejenigen gesucht hätten, die zur Zeit ihrer Erniedrigung nichts mehr von ihnen hatten wissen wollen. Aber schon und aus hundert Nichtigkeiten spürten sie, daß ihre Stellung in der Stadt eine andre geworden war. Leute grüßten sie auf der Straße, die vorher, wenn auch mit dem Schein des Zufalls, sie übersehen hatten; alle die kleinen Geschäftsleute, mit denen der Alltag sie in Verkehr brachte, hatten einen andern, unterwürfigeren Ton als ehedem. Und wo sie hinkamen, entstand ein Aufsehen. Man flüsterte und wies mit Fingern: Das waren die Bruns, die Altbürger, die in die reiche Erbschaft gekommen. Sie waren Bahlen geworden, die eine Zeitlang Nullen gewesen waren.

Beide nahmen es mit Ruhe hin. Vielleicht wurden ihre Rücken noch ein



wenig straffer, ihr Wesen noch um einen Schein schlichter und zurückhaltender. Im Haushalte wurde das sparsame Maß gehalten, das eine Eigenart ihres Standes war.

Hans Georg Brennwald bereute den Schritt nicht, den er getan. Er fing an, jeden Sonntag die Mittagsmahlzeit mit den Verwandten zu teilen. Sie paßten so gut zusammen, daß nicht einen Augenblick lang die Abhängigkeit Kaspar's und seiner Mutter zutage trat, sondern es vielmehr den Anschein hatte, als wären diese von Anfang an zu Recht auf dem Lindenberg gesessen.

Zwischen den drei würdevoll gemessenen Menschen stand und ging die bewegliche Kordula. Das neue Leben brachte so viel Veränderung, daß Frau Klementine manchmal sich wunderte, weil Kordula, die zu der alten Zeit gehört hatte, noch da war. Aber sie empfand es kaum als eine Störung. Sie begegnete der Schwiegertochter mit immer gleicher, fühler und etwas umständlicher Freundschaft. Kaspar Brun hatte in dieser Zeit eine leise Weichheit und Bärtlichkeit in der Stimme, wenn er zu seiner Frau sprach; die Rücksicht gegen die, die mit seinem Kinde ging, gab sie ihm ein. Hans Georg Brennwald endlich söhnte sich mit der Heirat seines Neffen aus, seit er Kordula kannte. „Sie ist ein braves Menschenkind, deine Frau“, sagte er zu Kaspar, und mit der Freude des alternden Mannes an äußeren Vorzügen der Frauen betrachtete er gerne Kordulas anmutiges Antlitz und liebte ihre sanfte und bescheidene Art. „Ihre Verwandtschaft laß uns in einiger Entfernung halten“, sagte er dagegen eines Tages, als er mit Kaspar und Frau Klementine allein war. Er erzählte nicht, daß Jungfer Appert's Gesprächigkeit ihm mißfiel und daß er nicht eben eine Vorliebe für den Verkehr mit der Ladnerin hatte, auch nicht, daß er sich mit den Kleinbürgern ohnehin nicht recht verstand, aber die andern beiden fühlten alles, was er verschwieg, fühlten es aus ihrem eigenen Empfinden heraus.

Vielleicht infolgedessen besuchten Meister Severin und sein Faktotum Kordula selten auf dem Lindenberg. Um so häufiger fand sich diese in das trauliche Haus an der Staffelnasse zurück. Kamen aber Meister Severin oder Jungfer Appert mit den Bruns oder mit Hans Georg Brennwald zusammen, dann waren alle von einer fleißigen Freundlichkeit, von einem schönen Willen, sich ineinander zu finden.

Unterdessen ging die Zeit. Sie brachte keine großen Ereignisse und doch verschob sie die Schicksale vieler Menschen, diesen unbemerktbar und ganz allmählich, daß sie völlig andre wurden. Kaspar Brun arbeitete sich in das ihm fremd gewesene Geschäft ein; langsam, langsam rückte er selbst zur Hauptperson dieses weiten Geschäftes auf. Der alternde und durch sein Unglück doch ins Mark getroffene Onkel trat willig, ja mit einer gewissen Freudigkeit, immer mehr zur Seite. Als aber Kaspar die Führung des eigenen Betriebes in Händen hatte, zeigte sich, daß er einen weiten Blick, große kaufmännische Talente besaß, daß er ein bedeutender Mensch war. Er gewann Einfluß in

der Stadt. Man wurde auf ihn aufmerksam, und da er, je höher er stieg, um so einfacher wurde, da er so ganz der Typus des Altbürgers blieb, ein wenig eckig, herb und doch von jener angeborenen Bornehmheit der Formen, die in hundert kleinen Gebärden und Handlungen sich äußerte, so war der Eindruck, den er machte, nicht ein vorübergehend glänzender, sondern tief und nachhaltig. Der ansehnliche junge Mann, der in merkwürdig gerader Haltung, immer tadellos in Schwarz gekleidet, immer ernsthaft einherging, wurde bald zu einer stadtbekannten Persönlichkeit. Und — sie mochten wollen oder nicht — er und seine Mutter sahen sich eines Tages auch wieder in vollem Verkehr mit den Leuten ihrer früheren Bekanntschaft und ihres Standes. Man begann sich gegenseitig zu besuchen. Man fühlte sich wohl beieinander.

Durch den herrlichen Garten des Lindenberges ging Rordula neben der Kinderfrau, die in feinem Rissen ihren Knaben trug. Zuweilen — und es war ihr das liebste — entrann sie allein mit dem Kinde und schritt auf dem breiten Kieswege auf und nieder, der im Osten des Gartens hinführte. Mächtige Linden verbargen ihn gegen das Haus hin ganz und er lag tief, man mußte auf Stufen zu ihm niedersteigen. Da und dort stand eine Lehnbank zwischen den Bäumen. Der Weg gab Aussicht auf den See und auf die um sein Ende sich kränzende Stadt. Es war Sommer, und der See war meist heiß und blau und blendete das Auge. Blut lag über ihm und der Stadt, und die Luft über dieser schien ein Echo der Unruhe zu tragen, die in den Gassen war. Unter den Linden aber war tiefe, schattige Ruhe. Rordula betrachtete die weißen Reihen der Häuser. Oft, vielleicht zu oft, suchte sie die Gegend der Staffelnasse aus dem Gewirre der Dächer heraus und rechnete aus, welche von den vielen Zinnen zu ihrem väterlichen Hause gehörte. Sie erinnerte sich, wie schwül es dort oft an heißen Sommertagen war und verglich dagegen die schöne Kühle, die unter diesen Linden lag. Zuweilen kam ihr der Gedanke, daß sie den alten Vater und die gute Appertin eigentlich jetzt selten sehe.

Wenn Rordula heim dachte, stieg manchmal auch eine andere Frage auf. Es war eine heimwehhafter Frage. War sie eigentlich glücklich hier? Sie konnte — konnte nicht so recht heimisch werden! Es gab Tage, an denen sie sich nach Hause sehnte. Weshalb? Ja, wer das wüßte! Es wäre undankbar gegen alle, die um sie waren, undankbar gegen das Schicksal. Rordula lächelte hierauf gewöhnlich und neigte sich über den Knaben, den sie auf den Armen trug. Und der kleine Hans Georg, der nach dem Großonkel getauft und ein blumiges Kind war, meinte, das Lächeln gelte ihm und verzog den köstlichen, keuschen, kleinen Mund, daß es wie ein Sonnenfünkchen darum spielte. Rordula aber war auf einmal wieder zufrieden. Dann schwoll ihr das Herz. Das war, wenn sie an ihren Mann dachte. Je mehr er an Ansehen und innerer Kraft wuchs, je länger sie neben ihm lebte, um so mehr bewun-



derte sie ihn, um so tiefer wurde ihre Liebe. Diese Liebe war eine Glut, die sich ausbreitete, bis auch kein Winkel ihres Innern mehr dunkel war.

Kaspar Brun war voll Rücksicht und Aufmerksamkeit gegen seine Frau. Er hatte wenig Zeit, aber wenn er daheim war, erwies er sich als ein tadelloser Gatte und Vater. Nur steif war er, ein wenig eigen, nicht zu Bärtlichkeiten aufgelegt. Manchmal fehlte Rordula hier etwas. Dennoch lebten sie in musterhafter Ehe.

Die Zeit wuchs weiter. Der kleine Hans Georg konnte stehen. In Rissen lag jetzt ein Mädchen, Rordula.

Und der kleine Hans Georg lernte gehen. Da trug man durch den Garten ein drittes Kind, Maria.

(Fortsetzung folgt.)

---

## General Dufour

ein schweizerischer Patriot.

Von F. Bodmer-Weber, Zürich.

(Schluß.)

Ein anderer, Dufour sehr nahe gehender Handel beschäftigte bald darauf die Schweiz und drohte höchernste Formen anzunehmen:

Louis Napoleon Bonaparte, geboren 1808, kam nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft mit seiner Mutter Hortense ums Jahr 1830 nach Arenenberg (Thurgau), wurde Bürger von Salenstein und erfreute sich bald großer Popularität. Er wurde Schulpfleger, Gemeinderat, eifriger Schütze und Militär. Als Präsident des neuen thurgauischen Kantonschützenvereins marschiert er an der Spitze des Vereins an das eidgenössische Schützenfest nach St. Gallen und hält eine begeisterte Rede in deutscher Sprache. Als Militär wird er in Thun der jugendliche Freund seines Lehrers Dufour und bringt es zum Artilleriehauptmann. — Aber in seiner Seele lebt still verschwiegen der Traum von der Wiedergeburt der napoleonischen Herrschaft in Frankreich und er glaubt an den Stern, der ihn dahin führen werde. So reist er denn im Oktober 1836 nach Straßburg, um dort eine Erhebung zu seinen Gunsten zu inszenieren; diese mißlang und brachte ihn in Gefangenschaft. Von der Regierung Louis Philipps freigesprochen, geht er nach Amerika, kommt aber 1837 wieder nach der Schweiz zurück, an das Sterbebett seiner Mutter.

Nun verlangte Frankreich plötzlich seine Auslieferung, die mit Recht mit seltener Einmütigkeit entschieden verweigert wurde. Louis Philipp hatte vergessen, daß er seiner Zeit nach der Hinrichtung seines Vaters Philipp Egalité selbst ein Asyl in der Schweiz gefunden hatte. — Der Große Rat des Kantons Thurgau, der in dieser Sache in erster Linie zuständig war, weigerte sich, den sich steigenden Drohungen Frankreichs gegenüber seinen Bürger preiszugeben, und in einem hochinteressanten Briefe dankte ihm Dufour dafür und bestärkte ihn in seiner Haltung.